



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., W.: Schlosser, der Geschichtsschreiber.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schlosser, der Geschichtschreiber.



Eine allgemeine Geschichte, welche der Kenner mit gutem Gewissen hätte empfehlen können, fehlte bisher unserer Literatur. Der Geschichtschreiber mußte verlegen werden, wenn ihn Jemand fragte (und das ist wohl jedem Historiker oft genug begegnet), welches allgemeine Geschichtsbuch er denn zur Anschaffung empfehle. Das Publicum und der Haufe derer, welche, ohne historische Studien gemacht zu haben, Geschichte lehren, behalf sich mit zwei Werken, die, in einer Menge von Auflagen verbreitet, längst veraltet sind, den Darstellungen Becker's und Rotteck's. K. F. Becker unternahm es am Ende des vorigen Jahrhunderts, die Jugend mit dem Gange der Begebenheiten auf eine angenehme Art bekannt zu machen. Er wollte keine Skizze entwerfen, sondern ihr mit einer ausführlichen Erzählung nützlich werden. Er hatte eine ziemlich umfassende Kenntniß unserer Literatur und selbst einige Bekanntschaft mit den Quellen, dabei verstand er, das Anziehende und zugleich Wichtige aus der Geschichte des Stoffes geschickt herauszuheben und in einem leichten, ansprechenden Tone zu erzählen. So besaß er alle Eigenschaften, um ein gutes Buch für die Jugend zu schreiben, und sein Werk verdiente den großen Beifall, den es sogleich fand. Neun Bände hatte er beendigt, als er starb, den 15. März 1806, erst neununddreißig Jahre alt. Woltmann, ein gewandter Darsteller, übernahm die Fortsetzung des schon in zweiter Auflage erschienenen Werks und die Ausmerzung von Fehlern bei den neuen Ausgaben. Als man sah, wie allgemein dieses Buch Eingang fand, und als man den Bildungsstand des Volkes in Erwägung zog, glaubte man, daß sich für Erwachsene eigne, was den Kindern zur Kost bestimmt war, und verwischte in unglücklichen Uebearbeitungen von Löbell und Duncker den naiven Ton Becker's. Die Becker'sche Weltgeschichte ist, wie sie jetzt vorliegt,

eine geistlose Aufführung von vielen Thatsachen, aus welchen der Leser weder einen Ueberblick des Entwicklungsgangs, noch Nahrung für sein Herz gewinnen kann. Nur die selbständige Ausarbeitung der Geschichte vom streng conservativen Standpunkte aus, welche der Consistorialrath Karl Adolph Menzel in Breslau dazu schrieb, hat noch einigen Werth. Sonst möchte ich die erste Originalausgabe Becker's der neuen Bearbeitung vorziehen. Indes das Buch wurde von allen Seiten empfohlen und erlangte eine außerordentliche Verbreitung in Norddeutschland.

Als die Franzosen das Vaterland überzogen hatten und alle edlen Deutschen voll Unwillen gegen die Unterdrückung waren, in diesen Tagen der Aufregung schrieb der Freiburger Professor Karl von Rotteck seine allgemeine Geschichte (1812). Er hatte sie rasch entworfen, denn er wollte auf die Zeit wirken. Das muß man loben, aber man muß tadeln, daß er sie nicht später umschuf, als er Zeit dazu hatte. Lange nicht so gut ausgestattet mit Vorstudien wie Becker, suchte Rotteck durch seine Sprache zu fesseln. Die Gluth der Phantasie, mit der er oft malt, die Wärme seiner Rede, die er stets gegen das Unrecht kehrt, mußte ihm alle empfänglichen Leser gewinnen. Becker suchte einen naiven Ton, Rotteck gestiel sich in rhetorischen Wendungen. Gute Bücher gehen in Deutschland bekanntlich schwer. Rotteck's allgemeine Geschichte wollte anfangs keine Käufer finden, bis der verzweifelnde Verleger Handelsreisende mit ihr in alle Welt schickte. Darnach konnte er so viele Auflagen drucken, als er Reisende ausgesendet hatte. Jetzt, nach des Verfassers Tode, ist die neue Bearbeitung in Stereotypen gesetzt. Die Vertheidiger des Alten klagen gar sehr über die weite Verbreitung dieser Geschichte des liberalen, edlen Rotteck, aber trotz ihrer Oberflächlichkeit ist sie der jetzigen Becker'schen vorzuziehen, denn diese tödtet den Geist, Rotteck's Begeisterung aber regt an. Wer durch Becker, Woltmann, Löbell, Duncker, Menzel sich durchgearbeitet hat, wird wahrlich kein großes Verlangen tragen, ein anderes Geschichtswerk zu lesen.

Beide Werke entsprechen indes dem gegenwärtigen Standpunkte der Geschichtswissenschaft durchaus nicht. Es wird daher wirklich einem gefühlten Bedürfnis durch die Herausgabe einer allgemeinen Geschichte genügt, welche in Frankfurt am Main bei Ph. Krebs unter dem etwas unpassenden Titel: „F. C. Schloffer's Welt-

geschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegel“ erscheint. Die ersten zwei Hefte, welche, den ersten Band bildend, den größten Theil der alten Geschichte umfassen, liegen bereits vor. Trotz der guten Ausstattung kostet der Bogen nur ungefähr das Drittel des gewöhnlichen Buchhändlerpreises, so daß die Anschaffung sehr erleichtert ist. Diese allgemeine Geschichte kann der Historiker Jedermann mit gutem Gewissen empfehlen; außer ihr aber keine, höchstens kurze Lehrbücher wie das Wachler'sche.

Schlosser, der größte lebende Geschichtsschreiber Deutschlands, hat nämlich außer vielen einzelnen Schriften in einer Reihenfolge von zwanzig Bänden den größten Theil der allgemeinen Geschichte behandelt. In neun Bänden oder Abtheilungen gab er (1826—1834) eine universalhistorische Uebersicht der alten Welt und ihrer Cultur, welches Werk eine Ausführung des ersten Bandes seiner Weltgeschichte in zusammenhängenden Erzählungen ist, in sieben Bänden der letzteren (1817—1824. 1839—1841) führte er uns durch das Mittelalter bis an die Schwelle des fünfzehnten Jahrhunderts, und endlich in vier Bänden (1836—1843) behandelte er die Geschichte des 18. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution. Aus diesen Werken, die mehr oder weniger für Gelehrte abgefaßt sind, veranstaltete nun Dr. Kriegel in Frankfurt, ein eifriger Schüler Schlosser's und längst rühmlich bekannter Geograph, einen Auszug für das große Publicum. Die Lücken aber wurden aus Schlosser's Collegienheften ergänzt. Das deutsche Volk pflegt sich um seine großen Männer wenig zu kümmern, und gewiß mancher Leser dieser Blätter wird Schlosser's Namen zum ersten Mal vernehmen und wird sich wundern, daß ein Professor in Heidelberg ein großer Mann genannt werde, auf den das Vaterland stolz zu sein Ursache habe. *Incuriosa suorum aetas!* Unter Ministern und hohen Würdenträgern dürfen wir heutigen Tages die großen Männer bei uns nicht suchen: nur unter unscheinbaren Schriftstellern sind sie noch zu finden. Es ist ein Fehler unserer Tagespresse die Gleichgiltigkeit gegen das Einheimische. Sie sollte den Wirkungskreis trefflicher Männer erweitern. Es ist ein Fehler unserer ganzen Gesellschaft der Neid gegen den Hervorragenden; den kleinlichen Kopf, den Mittelmäßigen, zieht sie hervor, um jenen nicht emvorkommen zu lassen. Sie hemmt damit den Fort-

schritt selbst. Erst spät dringt daher das Gute durch und gelangt zur Anerkennung.

Indeß fängt die Presse allmältig an, ihren Beruf zu erkennen. Wir lenken jetzt auf Schlosser die Aufmerksamkeit unserer Leser.

Der Lebenslauf eines Gelehrten ist ziemlich einförmig. Sein stilles Studirzimmer, sein Hörsaal sind die Plätze, wo er seine Kraft entwickelt. Die Wirkungen, die er hervorbringt, fallen nicht sehr in die Augen. Aber Samen streut er aus. In der Ernte weiß man dann nicht mehr, von wo die Keime kamen, die aufgegangen sind.

Friedrich Christoph Schlosser ist ein Norddeutscher, geboren am 17. November 1776 zu Iwer, einem Städtchen in der Nähe der Nordsee. Als Knabe schon hatte er einen Hang zur Einsamkeit. Wo sich ein solcher zeigt, pflegt früh eine mächtige Leselust zu erwachen. So auch bei Schlosser. Er verschlang gierig die Erbauungsschriften für Kinder, welche die neue pädagogische Schule hervorbrachte, und las zusammen, was er nur aus der Leihbibliothek bekommen konnte. Aus der bloßen Leserei ward bald das Bestreben, in alle Wissenschaften einzudringen. Er begnügte sich nicht mit den Brocken, die seine Lehrer ihm gaben. Um's Fortkommen in der Welt war er nicht besorgt, obgleich er von Haus aus — das zwölfte Kind einer heruntergekommenen Familie — wenig bemittelt war. Von Eitelkeit und Ehrgeiz wurde er, dazu war seine Natur viel zu kräftig, auch nicht geplagt. Er war nur bedacht, sich selbst zu bilden, seinem Wissensdurst zu genügen, unbekümmert um den Schein des Ruhmes und des Glanzes, dem Andere nachsagen. Darum sparte er seine Kräfte, die Andere zersplittern.

Seine Wünsche gingen dahin, in völliger Unabhängigkeit ohne Gönnerschaften sich aufrecht zu halten; der Stolz seiner Mutter war auf ihn übergegangen. Er ergriff daher das Studium der Theologie in Göttingen, wohin er Ostern 1794 ging, um dereinst die freie Stellung und die Muße eines Landpfarrers zu gewinnen. Nach beendigtem akademischem Triennium lebte er lange Jahre als Hofmeister in verschiedenen Familien, zuletzt in Frankfurt am Main, dem Geschäft der Erziehung und seinen Arbeiten, die er über alle Fächer ausdehnte, sich ganz widmend. Die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, die Kirchengeschichtschreiber, die Classiker,

besonders Thukydides, beschäftigten ihn vorzugsweise. Im Jahre 1807 trat er zuerst mit dem berühmten Buche „Abälard und Dulcin, Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen“ hervor. Seitdem wendete er sich immer bestimmter der Geschichte zu. Früh zeigte er eine starke Neigung zur Skepsis und Ironie. Die norddeutsche Derbheit und diese negative Richtung ist ihm geblieben, obgleich im Jahre 1810 ein Umschlag in seinem inneren Leben erfolgte. „Es ward mir eine neue Seite des menschlichen Lebens gezeigt“, schreibt er, „ich hörte auf, an allem wahrhaft Menschlichen zu zweifeln. Der Adel der menschlichen Seele, an den ich nicht mehr geglaubt hatte, und den ich nur in der Dichtung zu finden meinte, zeigte sich mir im äußeren Verkehr. Die idealischen Träume meiner Jugend von Freundschaft und wahren Leben schienen mir kein eitler Wahn mehr, und ich gewann neuen Muth für den Kampf mit der Gemeinheit. Ich ward eingeweiht in die Geheimnisse schöner Seelen, die der Haufen auch nicht einmal ahnt, und lernte mich meiner selbst schämen.“ Erst spät wurde er öffentlicher Lehrer an einer Schule, dann am Lyceum in Frankfurt, endlich auch Stadtbibliothekar daselbst. Drei Rufe an die Universitäten Heidelberg, Jena und Marburg lehnte er ab, bis er 1817 doch nach Heidelberg an des nach Berlin überstebelnden Wilkens Stelle als ordentlicher Professor der Geschichte abging. Seitdem hat er beinahe dreißig Jahre als akademischer Lehrer gewirkt. Die edelsten Jünglinge aus allen Gauen Deutschlands haben zu seinen Füßen gesessen, sind durch ihn in das Studium der Geschichte eingeführt worden, haben aus seinen Worten Ansichten für's Leben, aus seinen Gesinnungen Kraft zu einem hingebenden Wirken geschöpft. Dem Schreiber dieser Zeilen, einem der vielen unbedeutenden Lehrer der Geschichte, war es nicht vergönnt, in Heidelberg unter Schloffer seine Studien zu machen, aber er hörte ihn wenigstens eine Stunde über englische Geschichte sprechen im Sommer 1842 und fand da ein solches Ueberschauen aller Verhältnisse, die Klarheit des Blickes, die Körnigkeit des Ausdrucks und jene Wärme einer festen Ueberzeugung, die unauslöschliche Spuren in der Seele der Zuhörer zurückläßt. Außer dem Katheder erlangte er einen großen Einfluß durch seine Kritiken in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. In ihnen focht er als ein treuer

Güter der Wahrheit gegen die Unnatur und die Lüge, gegen die Sentimentalität und die Affectation, wo er sie auch traf. Diese außerordentliche Thätigkeit fand nicht ganz die Anerkennung, die sie zu fordern berechtigt war. Einer unserer größten Geschichtsforscher, Manso, schrieb im Jahre 1824: Ich verdanke Schloßfern mehrere Nachweisungen und nützliche Winke, und gewiß verdanke ihm Beides auch Andere in anderen Theilen der Geschichte. Um so mehr kann er sich mit dieser stillen Anerkennung seines Verdienstes für das Schweigen, welches unsere meisten literarischen Blätter heute noch über sein Werk (die Weltgeschichte) beobachten, für entschädigt halten. Das muß auch jetzt noch, nach zwanzig Jahren, gelten. Er hatte keine Clique von Freunden, die ihn trug, keinen ruhmredigen Verleger, der in einem Duzend abhängiger Tagesblätter sein Lob ausposaunt hätte. Wohl aber hatte er Feinde, denen seine Offenheit, seine Rücksichtslosigkeit ein Dorn war. Seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts war all den Leuten, welche die Finsterniß und die Dämmerung lieber haben, als das Licht, ein großer Stein des Anstoßes. Sie schalten über seine „classische Grobheit“, oder mindestens über seine Grämlichkeit und Schwarzsichtigkeit und setzten ihn, wie vor Kurzem Herr Heinrich von Sybel in Bonn, nach Möglichkeit herab, aber diesen Stein werden sie nicht verdauen. Seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist schon in mehreren Auflagen erschienen, ist in Kreise gedrungen, die sich sonst um Geschichtsbücher gar wenig bekümmern, ist auch bereits theilweise ins Französische, Englische und Holländische übertragen worden. Dieses Werk haben wir als das bekannteste vorzugsweise im Auge, indem wir die Eigenthümlichkeiten seiner Geschichtschreibung und die Hauptverdienste seiner historischen Leistungen, wie folgt, bezeichnen.

Das erste Lob Schloßfers ist ein harter Tadel gegen unsere gesammte Geschichtschreibung, und wir setzen uns selbst hartem Tadel aus, indem wir das hier so klar auszusprechen wagen. Die meisten deutschen Geschichtsbücher haben nämlich, besonders wenn sie die neuere Zeit behandeln, einen panegyrischen Charakter. Aus allerlei Rücksichten und in allerlei Absichten suchen unsere Historiker von den Volksbewegungen und ihren Führern möglichst viel Schlimmes und von den Fürsten und Ministern möglichst viel Gutes zu sagen. Das kann nicht geschehen, ohne absichtliche Täuschung, oder

mindestens ohne Selbsttäuschung. Wir glauben es gern, daß die Richtung der Zeit und das Geschwäg der Tonangeber Vielen die nöthige Unbefangenheit genommen hat und daß sie das Mistliebigste übergehen oder übersehen, ohne sich dessen bewußt zu werden; aber in der Wirkung bleibt sich das gleich. Daß dem so ist, könnten wir, wäre hier der Ort, mit einer Reihe von Beispielen und Quellenbelegen erhärten. Wohl gibt es noch gar viele aufrichtige Forscher, wie Kortüm, Benzen, Arndt, Dahlmann, Häufer und manche Andere, aber wir sprechen von der Mehrzahl. Die mildert oder verwischt alle Schatten. Daher die Verschommenheit und Mattheit unserer meisten Geschichtserzählungen, daher die kleinliche Ausführung unbedeutender Nebendinge. Das Uebergehen der einen Seite macht die Darstellung des Ganzen nothwendig schief. Indem sie unterdrücken und auslassen, entstellen und lügen sie. Aufrichtige Berichterstatter werden als einseitig auffassend von denen zerhackt, die sich ihrer Unparteilichkeit bei Darstellungen rühmen, bei denen man nicht begreifen könnte, wie sie doch dazu kommen sollten, in ihnen parteilich zu werden. Was, dergestalt verändert, die Geschichtsforscher der Gelehrtenwelt vorlegten, das wurde von den kleinen Büchermachern, welche ihre großen Werke ausschreiben, in demselben Geiste weiter benutzt. Der geschichtliche Stoff erfuhr demnach eine zweite und dritte Durchsicht, bevor er in Volkschriften und Schulbücher überging, und ward sorglich gesäubert von allem Fatalen, was die Gewissenhaftigkeit des ersten Betrachters der Quellen durchgelassen hatte. Die Lesermasse wird also in dem Grade mehr getäuscht, in welchem sich die von ihr gelesenen Schriften von der ersten Bearbeitung entfernen.

Da legt nun der greise Schlosser ein großes Werk über die neuere Zeit hin und spricht nackt die Ergebnisse seiner Forschung aus und sagt uns in ihm die volle Wahrheit. Man lese fein achtzehntes Jahrhundert, und man wird staunen.

Die große Aufgabe, welche jeder Historiker, dem seine Wissenschaft am Herzen liegt, sich stellen soll, ist, alle Theile, Zeiten und Verhältnisse der Vergangenheit aus eigener Anschauung, d. h. durch unmittelbares Quellenstudium, kennen zu lernen. Diese ungeheuerere Aufgabe hat zwar noch kein Geschichtschreiber erfüllt; wenn aber Deutschland einen zu nennen hat, der ihrer Lösung sich einigermaßen

genähert hat, so ist dieser: Schloffer in Heidelberg. Die in Erstau-
 nen setzende Ausbreitung seiner Quellenstudien gibt den zweiten
 Grund, welcher seine Werke so bedeutend erscheinen läßt. Selbst
 wo er, wie oft in der Geschichte des Morgenlandes, seine Ansicht
 der Zeit nicht aus erster Hand gewinnen konnte, hat er gethan, was bei
 dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft möglich war. In der
 Erzählung der Ereignisse bis zum Ausgang des Mittelalters schildert
 Schloffer alle Hauptverhältnisse nach der Anleitung, welche die bes-
 seren Gewährsmänner geben, in der Geschichte der neueren Zeit hat
 er auch jedes einzelne Nebenstück aus unmittelbaren Zeugnissen dar-
 gestellt. Der Ertrag eines in historischen Studien hingebachten Le-
 bens liegt uns in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts vor.
 Schloffer hat einen Theil der Zeit, die sein Griffel beschreibt, selbst
 erlebt, so manchen Mann von Bedeutung noch selbst gesehen, so man-
 ches Verhältniß richtiger durchschaut, weil er die in dasselbe verwick-
 elten Personen noch sprach, hat in Verwandten und Bekannten den
 Widerschein der vergangenen Tage erkannt, hat rastlos geforscht, im-
 mer von Neuem in Vorlesungen vor eifrig forschenden Musenöhnen
 mit Lust und Liebe das Bild dieses Jahrhunderts entworfen und
 gibt uns nun mit der feurigen Kühnheit des Jünglings und der rei-
 fen Umsicht des Greises, in seiner Schlichtheit beredt, das, was er
 aus so vielem Lesen, Betrachten und Darstellen gewonnen hat. Wie
 umfassend das Werk auch ist, so hat er doch nirgends einem ande-
 ren Bearbeiter nachgesprochen. Natürlich kann das Studium nicht
 überall das gleiche sein. Hören wir aber, was er an einer Stelle,
 in der Abweisung eines Angriffs im englischen Athenäum gelegentlich
 über seine Bemühungen zur englischen Geschichte sagt: „In dem Falle
 hätten auch die Deutschen sehr unrecht, ihrer bekannnten Bewunderung
 alles Englischen ungetreu zu werden, weil sie nicht vierzig Jahre
 lang ihre Augen, wie der Verfasser, mit Lesen der unzähligen feinge-
 druckten Spalten ungeheurer Zeitungen und der Berichte der Par-
 lamentsausschüsse ermüdet haben. Sie haben nicht nöthig, wie der
 Verfasser dieser Geschichte, Excerpte über Polizei, Kohlengruben, über
 Vagabundenwesen, über Armenpflege in den einzelnen Districten, über
 Gefängnisse, über Inspectoren und Vorsteher derselben, über Noth
 im Lande, über den Ertrag der königlich-bischöflichen Collecte für
 allgemeine Noth mit dem Glanz der Reise nach Schottland, dem

Ameublement und Bau der Schlösser, dem Rennen und Wetten, den Jagden und Jagdvögeln, den Parks und gothischen Constructions, Fasanerien, Menagerien, Treibhäusern, Sammlung aller Wunder der Welt, dem Ball mit so viel Brillanten, daß die Zeitungen die ganze Welt herausforderten, Gleiches aufzubringen u. s. w. zu vergleichen. Der Einheimische hat da gar kein Urtheil, die Gewohnheit stumpft ihn ab. Der Reisende urtheilt, je nachdem er in reiche und arme Gegenden, in freundliche oder unfreundliche, in sittliche oder unsittliche Umgebungen geräth; nur Jahre, nur lange Prüfung der sämmtlichen Actenstücke geben ein sicheres Resultat. Wer vierzig Jahre lang täglich aus Gramen und Kreuzeramen (cross examination) von mehreren tausend Menschen in Gerichten und Parlamentsauschüssen den inneren Zustand ganzer Familien, Kreise und Stände hat kennen lernen, den täuscht weder die strenge Sabbathfeier, noch die bis zur höchsten Lächerlichkeit getriebene Scheinheiligkeit der höheren Stände, noch wunderliche Rücksicht auf eine Art Decenz, die das Strumpfstriicken verbietet und die Hosen nicht zu nennen erlaubt, man sucht ihn vergeblich irre zu leiten. Je umfassender Schlosser's Quellenkenntniß ist, desto eher ist er berechtigt, zu fordern, daß ihm einzelne kleine Irrthümer nicht als so arge Sünden angerechnet werden, wie dies in Berlin geschehen ist und, irren wir nicht, noch geschieht.

Der dritte Hauptvorzug Schlosser's beruht nach der unbedingten Aufrichtigkeit und ungemeynen Sachkenntniß in seiner Methode. In ihr ist durch ihn ein großer Fortschritt gemacht.

Unsere gewöhnliche sogenannte Geschichte enthält nämlich folgende Bestandtheile: 1) Charakteristiken der gebietenden Persönlichkeiten, die Angabe der Verwandtschaften und der vornehmsten Thaten der Herrscher; 2) Berichte von Kriegen; 3) die Veränderungen im Umfang der Reiche; 4) oftmals seit Pütter und Spittler, doch immer noch nicht durchgehends, die Umwälzungen, welche die Form der Staatsverfassung erfahren hat und endlich: 5) ein wahres Sammelurium von allerlei Nachrichten, welche der Geschichtschreiber nicht unterzubringen wußt. Man nennt das den culturhistorischen Theil oder die „Sittengeschichte“, und es erscheint als ein kurzer Anhang oder Nachtrag zu der Staatshistorie. In der Regel fällt diese Partie sehr mager und trocken aus. Einige Bruchstücke aus der Geschichte der poetischen Nationalliteraturen sowie der Kirche, etwas

von sehr wichtigen Entdeckungen und Einrichtungen, vielleicht gar, aber das ist fast unerhört, ein paar Angaben über einige Gebräuche und Trachten werden neben einander gestellt, durcheinandergewürfelt. Noch kein deutscher Geschichtschreiber führte es aus, daß jedes Zeitalter, jedes Geschlecht eine bestimmte geistige Grundstimmung und eine gewisse Lebensgewohnheit hat, aus der das Charakteristische der meisten Erscheinungen und Bestrebungen entspringt; daß Kriege und Constitutionenwechsel, Dichtwerke und Kirchenbeschlüsse nur Seiten des allgemeinen Lebens und nicht die Hauptsache darstellen; daß der Sinn mit der Sitte aufs innigste zusammenhängt und wie dadurch das eigenthümliche Gepräge einer jeden Staatsform und Regierungsweise bedingt wird. Doch vergißt der Unterzeichnete, daß er nicht seine Meinungen austragen will.

Schlosser zieht nun das Schriftwesen dergestalt in den Kreis der Geschichte, daß er es mit den politischen Verhältnissen verbindet, indem er den Einfluß nachweist, den die Literatur auf den Staat ausübt. Bei dieser Betrachtungsart hat ein großes politisches Ereigniß sehr oft zwei Factoren. Erstlich die ihm vorangehenden politischen Begebenheiten, aus denen man es allein herzuleiten nach dem alten Schlage gewohnt ist, und zweitens die Einwirkung von Büchern oder Lehren. Bei diesem Gesichtspunkte werden die Schriften weniger nach ihrem inneren Werthe als vielmehr nach ihrer Wirkung ausgewählt und betrachtet, ihr Inhalt kann nicht vollständig mitgetheilt, sondern aus ihrem Inhalte nur dasjenige herausgezogen werden, was grade zündete. Wer darauf bei der Lesung des Schlosserschen Werkes nicht achtete, der würde mit Ungrund Manches tadeln. Nicht immer stimmt daher das Bild, das man sich von einer Schrift gemacht hat, mit der Auffassung, die man bei Schlosser findet. Doch darf dies nicht irren. Folgerecht wird bei einem Gedichte die ästhetische Vollendung außer Acht gelassen und nur auf die Neuheit der Gedanken oder den Eindruck, den es machte, die Aufmerksamkeit hingelenkt. Daß dies ein Mangel ist, sieht man, aber dieser Mangel ist doch im Vergleich zu der bisherigen Art der Geschichtsbehandlung ein außerordentlicher Fortschritt. Wir bekommen dadurch eine neue Art der Literaturbetrachtung. Nach dem schriftstellerischen Verdienst, nach der Classicität wird nicht geurtheilt, sondern nach dem Einflusse eines Schriftstellers auf seine Zeitgenossen. Nur ge-

legentlich wird über jenes etwas bemerkt, dagegen hauptsächlich gefragt, ob ein Buch mit neuen Gedanken günstige Leser fand. Wer Schlosser's Arbeiten noch nicht kennt, hüte sich, daraus auf Befangenheit und Mangel an Geschmac zu schließen, er sagt es vielmehr wiederholt, daß es mit dem weit verbreiteten Ruhme gewisser Lieblingschriftsteller im Grunde wenig auf sich habe, und daß der Beifall der gewöhnlichen großen Lesewelt von sehr geringem Werthe sei. In einem solchen Geständnisse ist aber zugleich auch die Meinung enthalten, daß die Geschichte nicht schon genug gethan habe, wenn sie die Richtung und die Wirkung der Bücher auf das äußere Leben nachweist. Schlosser's literarhistorische Abschnitte sind indes dadurch ganz originell geworden. Ueber den Zusammenhang der politischen Begebenheiten mit den Erscheinungen des häuslichen Lebens sind dagegen nur eingestreute Winke zu finden, die allerdings von großer Tiefe zeugen.

Haben wir den dritten Hauptvortrag der Schlosser'schen Werke in der Erweiterung des Gesichtskreises über die Staatsactionen hinaus gefunden, so müssen wir den vierten in dem Maßstabe anerkennen, den er bei der Auswahl und Beurtheilung anlegt, in seiner Richtung auf das Wesentliche, auf den innern Gehalt, auf den Kern. Wenn von Regierung die Rede ist, gibt sein Kriterium des Urtheils die Frage, wie sich das Volk bei ihr befand. Wenn von einem Charakter gehandelt wird, wägt er ihn nach seiner Moralität. Neuerer Prunk blendet ihn nicht, durch glänzenden Hofhalt, durch Begünstigung schmeichelnder Schriftsteller, durch schönklingende Erlasse, die nur auf dem Papier existiren, läßt er sich niemals irre leiten. Die Vornehmheit, welche sich über die Grundsätze der Sittlichkeit hinwegsetzt, züchtigt er ohne Schonung. Mit Bitterkeit redet er vom Mißbrauch des Namens: Volk. Lüderliche Weltleute und pedantische Schriftsteller sind ihm ein Gräuel. „Ich habe mir“, sagt er, „das undankbare Geschäft gewählt, die Prosa der Armuth, die nirgends Vertheidiger findet, gegen die vielen poetischen Lobredner der Künste des Reichthums in Schutz zu nehmen.“ Natürlich erscheint Vieles in einem ganz andern Lichte, da es einen andern Standpunkt hat, als den gewöhnlichen, und er weicht oft selbst von sehr freisinnigen Geschichtschreibern ab. Ein recht schlagendes Beispiel dafür bietet seine Beurtheilung des schwedischen Gustav III. und Arndt's entgegenge-

setzte Auffassung. Arndt hebt die Schauspiele, Opern, Bälle, Ringelrennen hervor, die Gustav veranstaltete. Schlosser blickt auf die Armuth des Landes und tadelt die glänzenden Feste des hohen Adels, die glatten Manieren, die ritterliche Pracht.

Schlosser hat das Leben und den Menschen im Auge, nicht das System, in dessen Gewinden und Stichwörtern ein Philosoph sich ergeht, noch die todtten Formen der Erscheinungen, welche ein Jurist auffammelt. Er liest aus den Quellen etwas Anderes heraus, als der fromme Neander, „der die Welt nicht kennt und nicht zu kennen braucht.“ Daher tritt uns das Leben in seiner Mannigfaltigkeit und Bewegung, mit seinen vielen Farbenabstufungen, in seinem Auf- und Niederwogen entgegen. An ihm erkennt man recht den Unterschied zwischen einer gründlichen (im eigentlichen Sinne geschichtlichen) Behandlung der Geschichte und zwischen der philosophischen, die sich jetzt allenthalben so breit macht. Ohne Declamation erreicht er einen gewaltigen Eindruck, statt des leeren Pathos sind bei ihm Urtheile, die von völliger Sachkenntniß, Unbefangenheit und ruhiger Prüfung zeugen. Unser großes Publicum ist leider durch das viele Geschrei der Herren Philosophen jetzt dergestalt verdorben, daß es nur: „Geist und Philosophie der Geschichte“ begehrt und von schlichter „Geschichte“ nicht viel wissen mag. Obenein, um sie ihm noch mehr zu verleiden, führt unglücklicherweise die Rückschrittspartei das Stichwort „Historische Entwicklung“ immerfort im Munde, dessen Sinn sie offenbar gar nicht versteht. Die neue Ausgabe der allgemeinen Geschichte von Schlosser möge den Sinn für wahre Geschichte wieder beleben. Den fünften Hauptvortzug finden wir in seiner Manier zu erzählen. Schlosser wirft sich nämlich der gekünstelten Objectivität entgegen, will Nichts wissen von der Affectirtheit und Berechnung, will kein Kunstwerk hinstellen, von dessen Verfertiger Nichts zu gewahren ist, sondern tritt als Erzähler hin, er selbst. In seinen Geschichten werden daher Urtheile in der Regel nicht abstract hingestellt, sondern geben sich als von Schlosser ausgesprochene Ansichten; sie sind Meinungen, Auffassungen, Urtheile des Erzählers. Man hört ihn und hat überall mit ihm zu thun. Manchen Leuten mag das anmaßend vorkommen, uns erscheint es bescheiden und würdig. Uebrigens sagt er auch ausdrücklich, daß jedes Urtheil hier nicht mehr gelten solle, als für das, was aus den Acten hervorgehe.

Und wie überall er es ist, der das Ergebnis seines langen Prüfens geltend macht, so ist auch meist das Einzelne angeführt, wodurch das Allgemeine begründet oder bestimmt wird. „Jedes Allgemeine in dem Buch,“ sagt er, „muß auf den speciellen Fall schon darum beschränkt werden, weil der Verfasser weder über Menschen noch über Stände und Völker je allgemein abspricht, da das absolut Gute oder Schlechte gar nicht auf Erden gefunden wird.“ In der That ist es wohlthuend, statt der herrschenden Geschraubtheit einmal den natürlichen Erzählungston, Aufrichtigkeit, Wahrheit, Ehrlichkeit zu finden. Schloffer's Geschichte ist keine Ausarbeitung nach Schulregeln. Schlicht, selbst zuweilen ein wenig Durcheinander und sich wiederholend, so wie Jemand wirklich in mündlicher, unstudirter Rede erzählen könnte, so schreibt Schloffer.

Der sechste Vorzug ist eigentlich ein Vorwurf gegen unsere Zeit. Es ist nämlich einfach der, daß Schloffer unsere Zeit versteht und auf sie einwirken will. Einige Stellen werden das zeigen. „Eine mächtige Reaction“, sagt er im Vorwort des III. Bandes seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, „hat in politischen und religiösen Dingen, wie in der gesammten Literatur einen solchen Conflict hervorgebracht, daß Extreme allein mehr geltend gemacht werden können.“ Ferner an einer andern Stelle: „einer jener Menschen, wie sie jetzt, wo auf's Neue zeitlicher Vortheil mit der Rechtgläubigkeit verbunden ist, an allen Ecken und Enden wieder hervorkommen“; oder: „Schlözer redete mit der ihm eigenen Freimüthigkeit, Derbheit und Hefigkeit vor Leuten, die in unsern Zeiten mit Abscheu vor ihm zurückbeben würden, wenn er, was schwerlich der Fall sein möchte, überhaupt in dem Ton öffentlich reden dürfte“; oder, „damit man aber sehe, wie geschickt man damals grob, ohne Sophistik, wie jetzt fein, mit Sophistik, jede religiöse Aufklärung als politisches Vergehen darzustellen wußte, fügen wir hinzu, daß Göze u. s. w.“ Ein ander Mal wird von ihm ein Urtheil angeführt, „damit man sehen kann, was von jenen verwünschten Sophisten unserer Zeit zu halten sei, welche ihr Talent und die Philosophie der Schule gebrauchen, um aus Wahrheit Irrthum und aus Tugend Laster zu machen.“ Er sucht zu zeigen, „wie die gegenwärtig herrschende Manier des Malens und Schilderns, die Kunst, das Kleine groß und das Große klein zu machen, aus jenen Kreisen stammt, wo Johnson's profaische

Seele nur das Gemachte schön fand.“ In dieser Weise wendet Schlosser auf die Zustände der Gegenwart die Kenntniß der Vergangenheit an. Schlosser sagt zwar, daß er nur auf die Thatfachen Gewicht lege, die Leser seiner Schriften legen jedoch gewiß auf seine Urtheile Gewicht. Diese Eigenthümlichkeit seiner Werke ist auch keine Zufälligkeit; er dachte, sagt er, in der Vorrede zum letzten Bande seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, „er hätte jetzt seinem Vaterlande eifrig und treu als Lehrer der Jugend sechsundvierzig Jahre lang unverdrossen und ausdauernd genügt, er wolle ihm am Schlusse der Laufbahn eben so bescheiden auch einmal auf seine Weise lehrend, als Schriftsteller, zu nützen versuchen.“ Was er damit sagen will, wird Jeder erkennen, der einigen Ernst hat, die Zeichen der Zeit zu deuten versteht und nicht etwa gute Gründe, sich selbst oder Andere zu täuschen. Und da Schlosser von einem Gefühle der heiligsten Pflicht noch am Abend seines Lebens zu so schwierigen Arbeiten getrieben wurde, darum sind sie so ganz aus voller Seele geflossen, und das deutsche Volk wird schon jetzt und noch mehr in der Zukunft den Mann würdigen, der nicht nach Beifall haschte, sondern sein Leben der Wissenschaft weihte, um für Denkende und Prüfende zu schreiben.

In seinen früheren Schriften wendete sich Schlosser mehr an die, welche mit Geschichte schon vertraut sind. Er schüttete vor ihnen seine Quellschätze aus und überging, was in bewährten Hilfsmitteln gut zu finden war. Je länger er schrieb, desto mehr wünschte er die Aufmerksamkeit des größern gebildeten Publicums zu gewinnen. Er sorgte daher für die bessere Lesbarkeit seiner Arbeiten. Jetzt endlich, in der neu erscheinenden Weltgeschichte, sucht er auf alle Classen des Volkes einzuwirken. Mit je kräftigerer Kost ein Volk sich nährt, desto stärker wird es sich erheben.

Leipzig. Heinrich Wuttke.

Die neue „Weltgeschichte“ hat schon zu einem literarischen scandale Anlaß gegeben. Ein Buchhändler verschickte nämlich eine heftige Anklageschrift gegen Schlosser, in der er seine Moralität und Unbefangenheit verdächtigt.

Das Pamphlet heißt: „F. G. Schloffer, als wortbrüchiger Autor vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung geladen von F. G. Franch, Stuttgart 1843.“ Ich habe über dieselbe schon im Leipziger Literatensverein Bericht abgestattet und will sie auch hier besprechen, weil die Dreistigkeit, womit der Ankläger am Eingange und Schluß sich auf Thatsachen und Urkunden bezieht, Leser, die blos die Anfangsblätter und das Ende lesen, ganz irre führen kann.

Dem weder jene Thatsachen noch jene Urkunden begründen eine Anklage, stehen selbst nicht fest.

Das Sachverhältniß ist dieses: Ein Buchhändler, der, wie Buchhändler pflegen, statt angetragene Werke zu übernehmen, lieber Bestellungen macht, kam auf den Gedanken, daß eine allgemeine Geschichte, die unter dem Namen eines großen Historikers erschiene, einen ansehnlichen Gewinn abwerfen müsse, und acquirirte Herrn Gfrörer, eine solche zu schreiben, und wollte auch den Namen eines Heidelberger Historikers dazu acquiriren. Gervinus lehnte den Antrag ab, Schloffer ging auf eine Popularisirung seiner Weltgeschichte ein; zwei lückenhaft (!) mitgetheilte Briefe Gfrörer's an Franch verrathen die Hast, mit welcher der alte Mann zu einem Contracte gedrängt werden sollte. „Angesichts dies kommen Sie hierher; es ist Alles noch über Erwarten glücklich gegangen. Schloffer, den ich diesen Morgen sprach, hat mir gleich ja gesagt, Alles in meine Hände gelegt (!?) und zugleich erklärt, daß er es [Was?] theilweise mir zu Liebe thue, was Sie aus seinem Munde hören werden. — Wir (d. h. doch Gfrörer und Franch?) werden dann den Contract entwerfen. Schloffer wird sich schnell an die drei fehlenden Jahrhunderte machen. Das Glück scheint uns sehr zu lächeln.“ Auf diesen am 19. Mai 1842 nach Stuttgart gerichteten Brief folgte schon in den Morgenstunden des 22. Mai ein zweites Schreiben: „Ich habe Ihnen schon am Donnerstage geschrieben und Sie aufgefordert, stehenden Fußes hierher zu kommen, weil alle Unterhandlungen auf's glücklichste abgelaufen sind und nur der Contract abgeschlossen zu werden braucht. Warum kommen Sie denn nicht? Sie setzen mich in die größte Verlegenheit, weil ich Schloffer gesagt habe, daß ich Sie spätestens heute ihm vorstellen werde. Jetzt beschwöre ich Sie, kommen Sie Angesichts dies.“

Wer argwöhnisch ist, könnte fast, da man keinen Grund zu sol-

cher Eile erblickt, auf den Gedanken gebracht werden, daß es auf eine Ueberrumpelung abgesehen gewesen. Franck war auch schon nach dem Empfang des ersten Schreibens und zwar „sogleich“ abgereist und traf noch Sonntag Mittags bei Gfrörer ein. Sie begaben sich in Schlosser's Garten und trafen „zahlreiche Gesellschaft.“ Der Ankläger sagt: „daß in so gemischter Gesellschaft nicht von Geschäftsfachen die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst. (1) Dagegen lud mich Herr Schlosser auf den nächsten Morgen ein, ihn zu besuchen, und gab Herrn Professor Gfrörer den Auftrag, in Schlosser's (sic) Namen den Contract wegen der „Weltgeschichte“ mit mir abzuschließen und nach Abschluß desselben, da er alle von Herrn Gfrörer zu stellenden Bedingungen im Voraus annehme, zur Unterschrift ihm zu bringen.“

Auf diesem angeblichen Gespräche Franck's mit Schlosser beruht eigentlich die ganze Anklage, und man sieht, wie sehr sie in die Luft gebaut ist. Wir wollen die Versicherungen Franck's doch ein wenig näher prüfen. Zuerst verwickelt Franck sich in Widersprüche. Denn anfänglich gesteht er, daß von Geschäftsfachen nicht die Rede sein konnte, und nachher behauptet er doch, Schlosser habe einen förmlichen und genau begrenzten Auftrag erteilt. Wir wollen nun diesen sogenannten Auftrag näher betrachten. Da ist es denn erstlich doch gar zu unwahrscheinlich, daß ein Mann, der bereits wohl dreißig Bände drucken ließ, den Contract über ein zwölfbändiges Werk, welches seine Erben reich machen könnte, in einer solchen Art einem Verleger erteilen und die Feststellung aller Bedingungen so ganz und gar einem Dritten uneingeschränkt übertragen sollte. Rechnet man nun noch zweitens dazu, daß Gfrörer nach diesem Zeugnisse der Generalbevollmächtigte Schlosser's sein soll, während doch nach Franck's früherer Erzählung S. 9 und 11, Gfrörer in „meinem Auftrage“ handelt, sich auch in letzterer Eigenschaft in dem angeführten Briefe selbst geberdet, und in einem späteren Schreiben Franck's vom 6. Juli „mein Bevollmächtigter“ (S. 31) genannt wird, so dürfen wir fragen, ob Gfrörer nicht vielmehr Franck's Bevollmächtigter war?

Zu diesen inneren Unwahrscheinlichkeiten kommt eine widersprechende Aussage des andern Theilhabenden. F. Barrentrapp erklärt nämlich später an Franck (am 26. Septbr., S. 36) in Folge er-

haltenen Auftrags: „daß Herr Geh.-Rath Schloffer Ihnen weder privatim noch öffentlich, noch gerichtlich antworten werde, da er Sie gar nicht kenne und nicht begreife, was Sie wollten.“

Was bleibt nun noch vom Anlagegrund? Blos die Vermuthung, daß in einer großen Gesellschaft Franckh mit Schloffer ein Paar flüchtige Worte über diese Angelegenheit gewechselt habe, die Schloffer sammt der Persönlichkeit des Herrn Franckh gleich wieder vergaß.

Aber Franckh wartet nicht, bis er den nächsten Tag mit Schloffer die Sache in's Reine gebracht haben wird, denn am nächsten Morgen soll ja darüber gesprochen werden, wie er angibt; er eilt stehenden Fußes aus Schloffer's Garten zu Dr. Karl Hagen und beauftragt diesen, unverzüglich eine lobposaumende Anzeige über „Schloffer und seine Weltgeschichte“ in die Augsburger Zeitung zu schicken, in der sie auch am 30. Mai erschien.

Erst nachdem dieser Auftrag gegeben, wird der Contract entworfen, mit Franckh's Unterschrift Schloffern vorgelegt und von diesem — zurückgewiesen.

Man erstaunt wahrlich, wenn man Seite 32. liest und Schloffer's Unterschrift vermisst und Franckh's Worte hört. Genau so:

„Heidelberg, den 23. Mai 1842.

Gezeichnet:

Gezeichnet: F. G. Franckh, Buchhändler in Stuttgart.

Aus diesem Documente ersieht Jedermann, daß der Vertrag rechtsgiltig für beide Theile ist, obgleich der Name des Herrn Schloffer darunter fehlt. Kann eine Naivetät größer sein? Darf man das Dreistigkeit nennen?

Noch ein Wort über den Contract selbst. Scheinbar lautet er zu Schloffer's Gunsten, im Grund erhalte er aber bei einer Auflage von zehntausend und mehr Exemplaren höchstens einige dreißig Thaler für den Bogen.

Nachdem Schloffer es abgelehnt hat, will Franckh ihn zwingen, ihm dennoch eine populäre Weltgeschichte zu schreiben. Darum dreht sich alles Folgende. Die Naivetät bleibt sich überall gleich. Nur noch die Bemerkung, daß nun Franckh im höchsten Grade ausfällig gegen Schloffer wird, von dessen „Edelmuth und biederem Charakter“

akter" er kurz vorher (22. Juni) gesprochen, und daß er ihm mit einer Entschädigungsklage von fünfzigtausend Gulden (mehr, als das Doppelte des höchsten Honoraransatzes!) droht und ihn vor dem Publicum als einen wortbrüchigen und ehrvergessenen Mann an den Pranger stellen möchte. Er spricht auch herabsetzend von dem Mann, der den Auszug aus den erschienenen Bänden für Schlosser anfertigen soll, von Dr. Kriegt, der sich durch seine Schriften zur Erdkunde und seine Monographie über Tempe als einen tüchtigen Gelehrten und geistreichen Mann hinlänglich bewährt hat, und ist ganz außer sich über den Besitzer der Varrentrapp'schen Handlung, daß dieser ihm „eine ganz fertige, von mir ausgedachte und in's Leben gerufene große literarische Unternehmung wie die deutsche Weltgeschichte für das deutsche Volk durch Winkelzüge stehle!“

Denn wir erfahren durch Herrn Franckh, daß „Idee, Plan und Ausführung der „Schlosser'schen Weltgeschichte für das deutsche Volk“ sein Eigenthum ist.“ Das ist doch Stoff zum Lachen.

Das ist der Fall, über den Herr Franckh der Welt sagt: „Solange der Verkehr zwischen rechtlichen Autoren und Buchhändlern besteht, ist keine übermüthigere und rechtlosere Verlagsbruchfrage — es bestand ja aber gar kein Contract! — vor die Gerichte gekommen, wie die zwischen mir und Professor Schlosser. Die Welt wird staunen, wie ein Geschichtschreiber, der Fürsten und Völker wie böse Duben und Ungeheuer schildert, selbst sich über jede Rechtsfrage erhebt, mit einem Wort — Schlosser zeigt sich, wie er ist!“ In der That hat sich nicht bald ein Buchhändler selbst so lächerlich gemacht, wie Herr Franckh.

H. W.